

Klaus Müller

Antiökonomie – Nichtökonomische Erklärungen des Geldes

Belohnungen, wie sie dem Italiener Ferdinando Galiani zuteilwurden, der für sein Buch „Della Moneta“ im Jahre 1751 die Einkünfte aus einem Bischofssitz und einer Abtei erhalten haben soll, winken dem heutigen Autor theoretischer Schriften über das Geld nicht. Gewöhnlich verzichtet er auf das Honorar und beteiligt sich gar an den Druckkosten – und dies alles, um die wissenschaftliche Diskussion aufrechtzuerhalten. Trotzdem erscheint noch immer Buch auf Buch, Aufsatz auf Aufsatz zum alten Thema. Die Schwierigkeit, zu verstehen, was Geld ist, hat auch zu tun mit seiner Entstehungsgeschichte und seinem Formwandel. Geld gibt es seit 5000 Jahren und seit dieser Zeit tritt es immer wieder in neuen Formen auf; fast unübersehbar sind die Dinge, mit denen die Menschen in der Geschichte ihre Käufe bezahlt haben: Vieh, Getreide und Perlen, getrocknete Fische, Kakao- und Kaffeebohnen, Muscheln und Felle, Glas und Zucker, Banknoten und Handelswechsel, Steine und Zigaretten, Speerspitzen und Salz, Tabak und Gold, Silber und Eisen, Kupfer und Zinn, Papierzettel und Münzen, Schnaps und Bankeinlagen, Aktien und Obligationen, Äxte und Bitcoins. Das alles soll Geld sein? Mit feinem Gespür und höchster Sorgfalt, Inhalt (Wesen) und Formen (Erscheinungen) dabei unterscheidend, muss der Theoretiker die Veränderungen, die sich im Geldwesen vollziehen, beobachten und theoretisch deuten. Gut, wenn er sich dabei an die Aussage von Karl Marx erinnert, „dass wissenschaftliche Wahrheit immer paradox vom Standpunkt der alltäglichen Erfahrung (ist), die nur den täuschenden Schein der Dinge wahrnimmt.“ (MEW 16: 129) Das Nachdenken über alte Grundfragen – was ist Wesen, Herkunft und Wert des Geldes – hält an. Und das ist notwendig, solange Antworten nicht vollends überzeugen und stets aufs Neue Irritationen verursachen.

Psychologie und Geld

Den durchaus konträren Geldauffassungen von Georg Simmel (1858-1918) und John M. Keynes (1883-1946) zum Beispiel ist gemeinsam, dass sie Geld und Geldwirtschaft, wirtschaftliches Tun, generell aus den Urgründen menschlicher Psyche heraus zu verstehen suchen, ohne so weit zu gehen, die Existenz eigenständiger ökonomischer Gesetze abzulehnen. Niemand kann bestreiten, auch wenn er berechtigterweise Interessengegensätzen zwischen Menschen und Menschengruppen Vorrang gewährt bei der Erklärung ihres Tuns, dass psychologische Faktoren dabei eine Rolle spielen, gewiss keine geringe. Ihren Platz in der Ökonomik zu ermitteln, ihr Gewicht zu bestimmen und die Wechselbeziehungen darzustellen, die sie mit ökonomischen Faktoren verbinden, gehört zum Auftrag marxistischer interdisziplinärer Forschung. Da es zu den Grundthesen der marxistischen Theorie gehört, dass ökonomische Gesetze nur durch menschliches Handeln existieren, wirken und sich durchsetzen, ist es notwendig, die Rolle der psycholo-

gischen Momente im Wechselspiel von subjektivem Handeln und ökonomischem Gesetz zu bestimmen. Mitte der 1980er Jahre sprachen DDR-Wissenschaftler von der biopsychosozialen Einheit des Menschen.¹ Insofern ist Simmels Satz, keine Zeile seiner Untersuchungen sei „nationalökonomisch gemeint“ (Simmel 1900/2009: 15), kein Grund, irritiert zu sein, zumal es Simmels Grundabsicht ist, „dem historischen Materialismus ein Stockwerk unterzubauen, derart, dass der Einbeziehung des wirtschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungswert gewahrt wird, aber eben jene wirtschaftlichen Formen selbst als das Ergebnis tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden.“ (Simmel 1900/2009: 17) Dem kann man bis zu einem gewissen Grad zustimmen, ohne die Bedeutung eigenständiger ökonomischer Gesetze im Geringsten zu mindern oder gar aufzugeben, weil am Anfang und am Ende der Mensch steht. Auch Keynes hatte seinem makroökonomischen Kreislaufmodell einen Unterbau aus psychologischen Bausteinen unterlegt. Der sinkende Hang zum Verbrauch, mangelndes Vertrauen in die Profitabilität der Investitionen – „sinkende Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals“ sagt Keynes dazu – und die Vorliebe der Menschen aus Vorsorge und Vorsicht, Geld in flüssiger Form zu halten – Liquiditätspräferenz nennt Keynes den Hang zum Sparen –, seien der Grund für eine gemessen am Angebot zu geringe wirksame Investitions- und Konsumgüternachfrage. Letztlich also seien Krisen und Stagnation Ausdruck eines spezifischen psychologisch determinierten Verhaltens, das für den Menschen typisch sei. Hier wird Subjektiv-Psychologisches im Vergleich zum Ökonomischen überbewertet. Was – das Geld betreffend – im Wechselverhältnis zwischen Ökonomik und Psychologie generell und historisch-konkret im jeweiligen Zusammenhang dominiert, wäre aber zu ermitteln.

Marxistischen Ökonomen erscheint es manchmal, als bedürfe es zur Beantwortung der Fragen, wie und warum Geld entsteht, was es ist und welche Funktionen es in der Warenwirtschaft bekleidet, der Psychologie nicht oder allenfalls am Rande. Viele begreifen die Suche nach Antworten darauf allein als eine wirtschaftswissenschaftliche Aufgabe. Vielleicht ist das ein wenig übertrieben; Übertreibungen gibt es aber auch auf der anderen Seite: „Das Verhalten der Menschen zu Geld und Geldeswert, der Umgang mit eigenem und fremdem Geld, das Vertrauen in Kaufkraft und Stabilität der Währung und die Schwellen seiner Gefährdung gehorchen psychologischen, nicht den sogenannten ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die nur äußerliche Erscheinungsformen vieler Zusammenhänge erkennen lassen, welche letztlich im Seelischen wurzeln.“ (Schmölders 1982: 16) Die Aussage ist im ersten Teil einseitig, im zweiten falsch. Ökonomische Gesetzmäßigkeiten lassen erstens nicht äußerliche Erscheinungsformen erkennen, sondern liegen diesen oft unerkannt zugrunde, es sei denn, die Erscheinungsformen werden, wie in der bürgerlichen Ökonomie üblich, bereits als Gesetzmäßigkeiten missverstanden. Zweitens wurzeln sie nicht im Seelischen, sondern in der Physis produzierender Ordnungen. Das Verhalten der Menschen zum Geld mag dagegen zu einem beträchtlichen Teil tatsächlich psychologisch bestimmt sein. Letztlich aber sind auch dafür aus öko-

¹ Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Hefte 2/3, 1985.

nomischen Gesetzen resultierende Handlungszwänge entscheidend, denen sich der Phlegmatiker möglicherweise etwas länger als der Sanguiniker zu entziehen vermag. Unstrittig ist, dass Vertrauen und Misstrauen, Erwartungen, Illusionen, Spieltrieb, Prestigestreben und Hoffnungen sich auch auf das Geld richten und als Eigenschafts- bzw. Verhaltensmerkmale nicht ohne Bedeutung für den Umgang des Menschen mit dem Geld sind. Problematisch aber ist es, daraus allein bereits Zwänge, Unweigerliches und Verhaltensabläufe abzuleiten. Selbst wenn das eine oder andere Detail nicht in Abrede gestellt werden kann, läuft der Versuch, die Entstehung des Geldes als einen Vorgang zu sehen, der seinen Ausgangspunkt in der Psyche – „möglicherweise schon des Affenmenschen“ (Schmölders 1982: 20) – nimmt und dort verwurzelt ist, auf eine Fehlindikation hinaus.

Tausch und Geld

Das Geld, genauer die Geldform des Werts, ist das ungewollte Resultat über Jahrtausende hinweg bewusst vorgenommener Tauschhandlungen. „Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden. Die historische Ausweitung und Vertiefung des Austausches entwickelt den in der Warennatur schlummernden Gegensatz von Gebrauchswert und Wert. Das Bedürfnis, diesen Gegenstand für den Verkehr darzustellen, treibt zu einer selbständigen Form des Warenwerts und ruht und rastet nicht, bis sie endgültig erzielt ist durch die Verdopplung der Ware in Ware und Geld. In demselben Maße daher, worin sich die Verwandlung der Arbeitsprodukte in Waren, vollzieht sich die Verwandlung von Ware in Geld.“ (MEW 23: 101f) An anderer Stelle sagt Marx: „Die allmähliche Erweiterung des Tauschhandels, Vermehrung der Austausche und Vervielfältigung der in den Tauschhandel kommenden Waren, entwickelt daher die Ware als Tauschwert, drängt zur Geldbildung ...“ (MEW 13: 36) Das Geld ist die Ware, die den Wert aller Waren ausgedrückt. (MEW 23: 79) Sie ist das allgemeine Äquivalent, ist Äquivalentware. Der Wert tritt in Form einer Geldware neben die „gewöhnliche“ Ware. (MEW 42: 63) Von dieser genetischen Bestimmung des Geldes distanzieren sich mittlerweile auch marxistische, ehemalige marxistische Ökonomen und solche, die glauben, es zu sein. Sie werden in ihrer Ansicht bestärkt durch Verlautbarungen angesehener Anthropologen, die wie David Graeber die Geschichte vom Tauschhandel herablassend den „Gründungsmythos der Wirtschaftswissenschaften“ nennen, eine „Fantasievorstellung“, ein von Ökonomen ersonnenes „fernes Märchenland“, ohne auch nur einen einzigen Beleg für ihre holprig-kühne These zu erbringen. (Graeber 2012: 29, 31) Graeber begnügt sich mit einem Satz aus dem „anthropologischen Standardwerk“ der Caroline Humphrey von der Universität Cambridge: „Schlicht und einfach wurde nicht ein einziges Beispiel einer Tauschwirtschaft jemals beschrieben, ganz zu schweigen davon, dass daraus Geld entstand; nach allen verfügbaren ethnografischen Daten hat es das nicht gegeben.“ (ebd.: 35) Derart Peinliches kann nur von sich geben, wem die Fülle wirtschaftshistorischer Forschungsergebnisse entgangen ist. An anderer Stelle ist versucht worden, die Marxsche Wertformanalyse, die von zahlreichen Ökonomen als ein ausschließlich logi-

sches Konstrukt einseitig gedeutet wird, auf Basis wirtschaftsgeschichtlicher Belege empirisch zu stützen. (Müller 2015: 120f, 126f, 130ff) Es gibt Autoren, die sich darin gefallen, als Marxist wahrgenommen zu werden und, wenn sie auf die Entstehung des Geldes zu sprechen kommen, die Wertformanalyse ausblenden. Mit ihr hatte Marx das Geldrätsel gelöst. So begnügt sich Fritz Helmedag mit Hinweisen auf Wilhelm Gerloffs durchaus auch heute noch lesbare Arbeit (Gerloff 1940) und auf Bernhard Laums religiöse Deutung des Geldes (Laum 1924), ein fataler Missgriff, der verständlich wird, weiß man um Helmedags verkümmerten Geldbegriff, der geschrumpft ist auf einige Erscheinungsformen. (Helmedag 2018: 61-73) Geld sind für ihn jene Güter, „die sich allgemeiner Wertschätzung erfreuen ... ein metrisch skaliertes Wertausdruck ... ein ausreichend dokumentiertes Wertversprechen, eine anonyme Forderung.“ (ebd.: 60f., 88) Wer so oberflächlich, wenn auch nicht unbedingt falsch, argumentiert, ist weit davon entfernt, das Wesen und die Herkunft des Geldes zu verstehen. Das Wesen des Geldes ist ohne Kenntnis des Arbeitswerts unbegreiflich und es erstaunt, dass der Zusammenhang ausgerechnet jemandem nicht aufgehen will, der tief von sich überzeugt ist, die Gültigkeit der Arbeitswerttheorie nachgewiesen zu haben. Indem Helmedag die Marxsche Analyse der Wertformen ignoriert, den Zusammenhang zwischen Arbeitswert und Geld löst, Geld also vom Wert abkoppelt, erkennt er auch nicht die aus dem Wesen des Geldes resultierende wichtigste Funktion, die des Wertmaßes. (Helmedag 2018: 73-90) Wohin man auch blickt: Die Bestandsaufnahme der zeitgenössischen Geldtheorie fällt düster aus. Wer die Literatur – von Arbeiten des Mainstreams bis zu denen der nur marginal wahrgenommenen marxistischen Autoren – über das Geld und dessen Herkunft betrachtet, könnte frei nach Rainer Klis zur Erkenntnis gelangen, dass sich inzwischen vom Ehrgeiz angestachelt, mehr und mehr Honorare der Problematik angenommen haben, so dass Licht um Licht an dieser Leuchte der Historie verglimmt und die Lösung des Geldrätsels weiter ins Dunkel entgleitet (Klis 1983: 104), aus der sie Marx schon einmal hervorgeholt hatte.

Vorausgesetztes Geld?

Während Marx das Geld als Kategorie sieht, die außerhalb der Warenproduktion nicht sinnvoll erklärt werden kann und es aus ökonomischen Zwängen logisch und historisch ableitet, erscheint es in psychologischen Theorien als die Folge unhistorischer Persönlichkeitsmerkmale des Individuums. Dann lässt sich leicht behaupten, der Tausch hätte das fertige Geld bereits als seine Voraussetzung vorgefunden. Autoren der „Neuen Marx-Lektüre“ wissen sogar, dass selbst Marx bei der Darstellung des Tauschwertes das Geld in Wahrheit vorausgesetzt, davon aber aus populistischen Gründen abstrahiert habe (Bruschi et al. 2012: 28). Diese haltlose Unterstellung gehört zu den diversen Dogmen, mit denen sich eine als undogmatisch lobende Marxdeutung selbst diskreditiert. Der logisch-historische Zusammenhang zwischen Wert und Geld wird so auf den Kopf gestellt. Die Behauptung, Geld und Geldgebrauch wären älter als die warenproduzierende Gesellschaft – eine Meinung, die unter Ökonomen durchaus verbreitet ist –, beruht auf der Tatsache, dass Gegenstände existierten und innerhalb der Gemeinschaft eine besondere Rolle spielen konnten, bevor sie Geldfunktionen wahrnahmen und Geld wurden.

Von Anfang an war es des Menschen Wille, sich abzuheben von seinesgleichen. Ursprünglicher und letzter Zweck des Geldes sei es, sozialen Status anzuzeigen, so die *conclusio praecox* vieler, die es um jeden Preis älter als die Ware machen wollen. Das älteste Geld sei – so Gerloff – seinem Wesen nach Hort- und Prunkgeld gewesen. (Gerloff 1940: 24ff., 152f.) Es wurde zurückgehalten, diente nicht dazu, den Tausch zu vermitteln. Es ging darum, sich mit ihm hervorzuheben, das Ansehen zu mehren, Geltung, Rang und Macht zu demonstrieren. Die Verwendung des Hortgelds „beschränkt sich auf Fälle, wo Vermögen sichtbar gemacht wird, sei es zur Repräsentation, d.h. zur Schaustellung, sei es zu Übertragungen bei besonderen Anlässen, wie Frauenerwerb, Kauf der Bundesgenossenschaft, Entrichtung von Kriegstributen und Bußzahlungen, Erlangung von Titeln und Würden“ (ebd.: 35). Der Reichtum an Gütern, Schmuck, Tieren und Frauen wurde bei feierlichen Anlässen hervorgeholt, ausgestellt und verteilt, so bei Geburten, Eheschließungen, Totenbestattungen, Ahnenfeiern, Tanzfesten, Ernten, Gastmahlen usw. (ebd.: 152). Häuptlinge waren die Wohlhabendsten und hatten Leistungen für das Gemeinwesen zu erbringen. Wer am meisten besaß, musste der Gemeinschaft am meisten geben. Soziales Prestige und eine hohe soziale Stellung gründeten sich auf materiellen Reichtum (Radandt u.a. 1981: 284). Oft wurde Vermögen angeberisch vernichtet wie der wenig genutzte Viehbestand madagassischer Häuptlinge bei deren Begräbnis oder, am bekanntesten, im Potlatch gewisser nördlicher Indianerstämme, wo die Zerstörung als Ausdruck von Macht und Selbsterhöhung galt. Der Ursprung des Geldes – die Eigenliebe des Menschen? Unterschiedlichste Gegenstände befriedigten dieses Urbedürfnis des Menschen in unterschiedlichen Zeiten und Ländern. Eines der wichtigsten Mittel, diese Eigenliebe zu bedienen, ist Schmuck, und aus den dafür geeigneten Metallen wurde später der Rohstoff des am längsten und am meisten verbreiteten Geldes, des Goldes, in gewisser Weise auch des Silbers. Gehortet wurden in frühesten Zeiten: Matten, Mühlsteine, Porzellanschüsseln, Messer, Trommeln, Kupferplatten, Glocken, Woldecken, Gewänder und Stoffe. Wer diese Wertgegenstände besaß, konnte andere beeindrucken, sich distanzieren von Schwächeren und sich lösen von sozial Abgehängten. Er konnte, auch durch „Geschenke“, Sexualpartner und Verbündete gewinnen. Hortgeld diente nicht allein dem Prestige, befriedigte nicht nur den Trieb nach Stärke, Anerkennung und gehobenem Status. Dahinter steckten handfeste Interessen. Denn schon die Alten wussten, dass Geschenke die Freundschaft erhalten. Sie spielen ihre Rolle im Mechanismus der „bedingten Kooperativität“. Der Kampf um Rang, Geltung und Verbündete ist so alt wie die Menschheit. Nur, wenn man die Instrumente in diesem Ringen Geld nennt, wäre Geld ebenso alt. Das erste Geld wäre Hort- und Prunkgeld gewesen, entsprungen dem menschlichen Bedürfnis, den sozialen Status zu betonen, Reichtum zur Schau zu stellen, die persönliche Einzigartigkeit zu dokumentieren, Partner zu gewinnen und Macht zu demonstrieren. Dieser Aspekt besitzt für den Warentausch und den Konsum – Stichwort „demonstrativer Konsum“ – eine gewisse Bedeutung. Aber dem Ego zu dienen, Reichtum zu zeigen, ist nicht die Aufgabe des Geldes, die primäre gewiss nicht, allenfalls eine Nebenwirkung, die für das Funktionieren und Begreifen der Warenproduktion von untergeordneter Bedeutung ist.

„Sakrales“ Geld

Bernhard Laum (1884–1974) sagt, das Geld, auch das Münzgeld, sei sakralen Ursprungs (Laum 1924). Es verdanke sein Dasein dem religiösen Opfer. In einem „religiösen Handel“ trotzten die Menschen den Göttern Wohlergehen und Gesundheit ab. Tarife bildeten sich für göttliche Gegenleistungen. Wertbegriff und Wertskalen entstünden. Allmählich übernimmt dann der Staat die Funktion der Gottheit. Staatsbeamte treten die Nachfolge der Priester an. Die Vorstellung greift um sich, dass man statt Gott dem Staat ein Opfer schulde. So wurden vor 5000 Jahren den verstorbenen Fürsten nicht nur kostbare Gegenstände aus Gold und Edelsteinen in das Grab gelegt. Auch Menschen wurden geopfert. Wenn in Ur – einer der ältesten sumerischen Städte in Südmesopotamien – ein Herrscher starb, mussten ihm Bedienstete, Soldaten, Gespannführer, Tänzerinnen und Musikanten in das Grab folgen. Bis zu achtzig Menschen wurden einzelnen Fürsten in die Grabkammern mitgegeben (Donat u.a. 1988: 55f.). Die Frage ist, ob diese als Wertgegenstände angesehen wurden und das angenehme Leben der Verstorbenen im Jenseits sichern sollten, oder ob nicht das Interesse der Bediensteten am Leben und an der Herrschaft des Fürsten im Diesseits gestärkt werden sollte, wenn sie wussten, dass sie ihn nicht überleben würden. Geld – Objekt religiöser Anbetung? Sakrales Geld: der Schlüssel, das Rätsel Geld zu knacken? Laum bezieht sich auf die Epen Homers. Dort taucht an vielen Stellen das Rind als Wertmesser auf. Der Wert eines Schiffs oder einer Rüstung wurde in Ochsen gemessen. Das Rind galt als heilig. Der Ochse war das „Maß aller Dinge“. Die Griechen opferten ihn den Göttern, wollten sie deren Beistand. Das Rind als Opfergabe, schön und gut, aber *deshalb* auch Wertmaß und Geld? „Das geopfert Rind war die Währung, mit der man zu Homers Zeiten die Götter bezahlte, um sich ihrer Güte, Gnade und Geneigtheit zu versichern – wobei das Rind ... ein Symbol für die Selbsthingabe an Gott im Menschenopfer war.“ (Schnaas 2012: 23) Das Rind hatte zweifelsohne Geldfunktionen innegehabt. Nach Gustav Cassel, der sich auf Ridgeway bezieht (Ridgeway 1892), war es „Geld“ über Jahrtausende hinweg im gesamten mittelländischen Kulturgebiet, vom Atlantischen Ozean bis nach Zentralasien (Cassel 1923: 343). Georg Quaas, der die Wertausdrücke in Homers Ilias untersucht, sagt, „dass sich das (männliche) Rind als allgemeines Äquivalent bereits herausgebildet hatte, und zwar inmitten eines mannigfachen Warenangebotes.“ (Quaas 2016: 319) Sprachgeschichtlich beinahe nachweisbar: Pekuniär (geldlich, finanziell) kommt von pecus, lat. das Vieh. Doch ist das Rind deshalb Geld – genauer ein Geldvorläufer (vgl. Krüger, Müller 2020: 58-60) –, weil es als Opfer diente oder weil es Eigenschaften besaß, die historisch-konkret für die Wahrnehmung der Äquivalenzfunktion geeignet gewesen waren? Vieles, so vor allem die Bedeutung für das Leben der Menschen, die damit verbundene Wertschätzung und Tauschbarkeit, spricht für den zweiten Grund. Es gäbe weitere Beispiele für die etymologische Verwandtschaft zwischen religiösen und ökonomischen Begriffen: So seien die Wörter „Gläubiger“ und „Schuldner“ der Religion entlehnt. Sie werden bei der Kreditvergabe verwendet und beschrieben die Beziehung zwischen Gott und denen, die an ihn glauben. Aus dem Begriff „Erlösung“ sei entstanden „Erlös“, aus „Lobpreisung“ der „Preis“ und aus credo (lat. credere – glauben) der „Kredit“.

Der Begriff „Messe“ meine sowohl die religiöse Messe als auch die Industriemesse. Geld werde geboren im religiösen Opferkult; als Löse-Geld entstamme es nicht dem profanen Tauschgeschehen. „Überall scheint sich Geld aus dem Gegenstand entwickelt zu haben, den man als Geschenk an die Götter am geeignetsten fand.“ (Graeber 2012: 66) In dieses Urteil schließt Laum außer diversen Opfertgaben und den prämonetären Geldvorläufern das Münzgeld ein. In den Münzen erstrahle der heilige Geist. „Da dem Geld nicht anzusehn, was in es verwandelt ist, verwandelt sich alles, Ware oder nicht in Geld“ schreibt Marx. „Die Zirkulation wird die große gesellschaftliche Retorte, worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen. Dieser Alchimie widerstehn nicht einmal Heiligenknochen und noch viel weniger minder grobe res sacrosanctae, extra commercium homini (geheiligte Dinge, außerhalb des Handelns der Menschen).“ (MEW 23: 145f) Christina von Braun will in architektonischen Ähnlichkeiten zwischen Tempeln, Börsen und Banken einen Beweis für die sakrale Herkunft des Geldes erkannt haben. „Die Börsen werden gebaut wie griechische Tempel, auch die Banken. Die Bank of England ist ein einziger Tempel.“ (<http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2011/06/27/a0129>, 25.11.2020) Ein ähnlicher Hinweis findet sich auch bei Marx: „Man weiß, welche Rolle der Raub der delphischen Tempelschätze durch die Phokäer in der griechischen Geschichte spielt. Dem Gott der Waren dienten bei den Alten bekanntlich die Tempel zum Wohnsitz. Sie waren ‚heilige Banken‘. Den Phönizern, einem Handelsvolke par excellence, galt Geld als die entäußerte Gestalt der Dinge. Es war daher in Ordnung, dass die Jungfrauen, die sich an den Festen der Liebesgöttin den Fremden hingaben, das zum Lohn empfangene Geldstück der Göttin opferten.“ (MEW 23: 146) Gestalt und Normen der Metallmünzen sind dem Aufbau der griechischen Götter- und Geisteswelt nachgebildet. Auf den Barren und frühen Münzen sind Zeichen abgebildet. Sie symbolisieren Opfertiere und Opfergeräte. Häufig zu sehen ist der Stier. Noch heute enthalten Währungen, wie der Dollar, das Pfund, der Euro oder Yen zwei Striche. Sie erinnern an die Hörner des Stieres. Auch der Löwe von Milet und die Eule von Athen, Bilder auf alten griechischen Münzen, waren Embleme des Gottes der jeweiligen Stadt (Graeber 2012: 260). Eulen galten als Symbol der Göttin Athene, der Schutzgöttin der Stadt. Das beweist, dass begehrte Dinge sowohl Geldvorläufer als auch Opfer sein konnten. Es beweist nicht, dass sie die Geldrolle übernahmen, weil sie ihre Eignung als Opfer schon unter Beweis gestellt hatten. Und es beweist schon gar nicht, dass das Opfer Geld, also allgemeines Äquivalent gewesen war. Äquivalent wofür?

Opfer und Schuld

Der Weg vom Opfermythos zum Schuldenmythos ist kurz. Geld sei das Mittel, um Schulden zu tilgen. Am Anfang stünde die Urschuld des Menschen. Der Mensch schulde der Natur oder Gott sein Dasein. Sein christliches Los sei es, die Schuld abzutragen, lebenslang und unerfüllbar. Die Rückzahlung der Schuld nehme die Form des Opfers an. Menschen opfern sich, Tiere, Geld. Das wurde auch bezogen auf die Schuld, die Menschen auf sich luden, indem sie anderen Schaden zufügten. „Es gibt guten Grund anzunehmen, dass die Anfänge unseres Geldes genauso waren“, meint Graeber. Er fühlt sich in dieser Auffassung bestärkt

dadurch, dass das englische Wort ‚to pay‘ für ‚bezahlen‘ zurückginge auf ein Wort für ‚befrieden‘.“ (Graeber 2012: 67) Geld, entstanden als Mittel der Entschuld(ig)ung, erscheint jetzt als Bekenntnis des Verbrechens und als die Bitte um Vergebung. Die Irokesen sollen geregelt haben, wie viele Schnüre Wampum je nach Status des Opfers und Art des Verbrechens zu bezahlen waren. Nach dieser Theorie erfand man das Geld nicht, um zu handeln. Man erfand es, um Verletzungen und Beleidigungen zu sühnen. Christina von Braun schließt aus historischen Parallelen auf Ursprung und Wesen des Geldes. Sie sieht im Gegensatz zu den meisten Theologen und Ökonomen abenteuerliche Ähnlichkeiten zwischen den Dogmen der christlichen Religion, wie der Jungfrauengeburt, und dem Geld, das scheinbar materielle Werte aus dem Nichts zu erschaffen vermag. (Braun 2012: 18) „Kredit, der gerne mit einer Schöpfung ex nihilo verglichen wird, ist eher mit der Metapher der Erzeugung in einem jungfräulichen Schoß zu vergleichen.“ (Braun 2012: 131) Die Finanzwirtschaft stehe keinem Fachgebiet so nah wie der Theologie – und das habe mit der Ursprungsgeschichte des Geldes zu tun. Tatsächlich gibt es frappante Ähnlichkeiten zwischen Teilen der Ökonomik und der Religion. Man denke nur an Schumpeters Bemerkung, wonach Geld Nichts sei und ständig aus Nichts geschöpft werde, heute von vielen gewürdigt als das Beste, das je über das Geld gesagt worden sei (zur kritischen Würdigung dieser kuriosen These vgl. Müller 2019: 252-259). Hier Irrationalität und Unberechenbarkeit, da auch. Die „Wissenschaft“ vom Gelde hat mit der Religion den Hokuspokus und den Aberglauben gemein. Und gilt das nicht für die Wirtschaftswissenschaften als Ganzes? Wer an freie und effiziente Märkte glaubt, wer glaubt, Menschen handelten vernünftig und die Globalisierung bringe ihnen allen Wohlstand, wer glaubt, die Marktwirtschaft sei fehlerfrei oder korrigiere Fehler schnell und unbürokratisch, der kann auch gleich an Gott glauben. Dies haben „wirtschaftswissenschaftliche“ Dogmen mit denen der Kirche gemein. Nicht jedoch, dass das Ökonomische mit dem Religiösen erklärt werden könnte. Besitzen unterschiedliche Dinge gleiche oder ähnliche Merkmale, heißt das nicht, dass eine müsse Ursache des anderen sein oder beide entspringen der gleichen Quelle. Das Mystische des Geldes rührt daraus, dass die Menschen dessen „göttliche“ Kraft nicht verstehen. So wie das Religiöse seinen Grund haben soll im Unverständnis der Naturgewalten. Weitere Analogien sind interessant, helfen aber wenig, die Entstehungsgründe des Geldes und dessen Wandel zu enträtseln. Sie sind willkürlich. Das Alphabet – Ursache des Geldes? Oder der Buchdruck? Auch das wird behauptet. Die Prägung der Buchstaben auf Münzen setzt das Alphabet voraus. So versteht man, dass sich das nominalistische Geld 150 Jahre nach dem griechischen Alphabet durchsetzt. Dass diese Tatsache in den Wirtschaftswissenschaften nicht berücksichtigt wird, liegt daran, dass die Erfindung des Alphabets nicht die Ursache des Geldes ist. Wie sich das Alphabet zur Münzlegende, so verhält sich der Buchdruck zum Papiergeld. Der Druck ermöglicht es, Papiergeld zu emittieren, aber er ist nicht die Ursache der Emission des Papiergeldes, so wenig wie das Alphabet die Ursache der Münzprägung ist.

Opferrituale sind älter als der Tausch. Identifiziert man Geld mit Opfer, dann ist das „Geld“ älter als der Tausch und Warenproduktion. Wer denkt, es sei zweckmäßig und helfe der Lösung irgendeines Problems, kann das Lamm, das Stein-

zeitmenschen den Göttern opferten, Geld nennen. Die politökonomische Brisanz ist gering. Denn klar ist, dass so keine ökonomische Definition des „Geldes“ gelingen kann. Es geht um die angemessene Begriffswahl, um die „Kunst“, mit Begriffen zu operieren, die nicht nur falsch und richtig sein können, sondern zunächst zweckmäßig oder nicht (Vgl. dazu Müller 2019: 135-144). Hätten die Leute Geld hingegeben, indem sie Lamm oder Rind opferten, dann müssten die Opfertiere gemäß des ökonomischen Wesensverständnisses bereits allgemeines Äquivalent gewesen sein. Doch wo es keine Ware gibt, weil Produkte (noch) nicht produziert wurden, um sie zu tauschen, sondern selbst zu verbrauchen, gibt es keinen Wert. Und wo kein Wert ist, bedarf es keines Äquivalents. Mit dem Geld der Warenproduktion hat das „heilige“, das „Opfergeld“ nichts zu tun. Die religiöse Verklärung des Geldes hilft nicht, die Warenproduktion, ihr Funktionieren zu verstehen. Auch dann nicht, wenn man mit etwas Fantasie im Opfern einen Tausch sehen mag: ein Vieh wird Gott dargebracht in der Hoffnung, der Allmächtige rewanchiere sich mit einer reichen Ernte oder schicke demnächst ein Mammut des Wegs. Bringt uns die Gleichsetzung von Geld und Opfer weiter? Nehmen wir für einen Moment an, es könnte so sein. Geld, dem Wesen nach ein Opfer? Wo entsteht in der Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion ein Opfer in Form von Geld? Erbringt, wer sich vom Geld trennt, ein Opfer? Wenn ja, wem? Geld ist oberflächlich betrachtet das, womit Waren bezahlt werden. Geld kann hier gerade kein Opfer sein – ein Verzicht –, weil es die Gegenleistung für die gekaufte Ware ist. Und dient Geld der Wertaufbewahrung, wo ist da das Opfer? Der Konsumverzicht könnte gemeint sein. Allgemein: Das Opfer – ein Verzicht auf alternative Verwendungen des Geldes? Rationale Wahlhandlungen könnte man im weitesten Sinne mit Opfern in Verbindung bringen. Aber wenn schon Verzicht, dann sollte man nicht übersehen, dass bei vernünftiger Überlegung stets die zweitbeste der erwogenen Möglichkeiten ausgelassen wird. Wird Geld als Kredit anderen gewährt, dann deshalb, weil es an besseren Alternativen mangelt. Da Sparen nicht per se gleichgesetzt werden kann mit einem „sich etwas am Munde absparen“, was es partiell durchaus sein kann, kann auch die Aufbewahrung des Geldes kein Opfer sein. Die „Opfertheorie“ des Geldes hilft dem Ökonomen nicht, die Warenproduktion zu verstehen. Sie ist belanglos, weil sie auf einem außerökonomischen Verständnis vom Geld beruht. Wenn manche die Dinge Geld nennen möchten, mit denen Leute gern protzen oder durch Hingabe Götter und Geschädigte versöhnlich stimmen wollen, so mögen sie es tun. Nur sollten sie wissen, dass das nicht das Geld ist, mit dem in der Warenproduktion Wirtschaftsakteure Wert messen, zahlen und bewahren. So wenig wie die Maus am Computer zu den Exemplaren aus der Gattung der *Murinae* zählt, die gern am Speck nagen. Woran sich bekanntlich keiner stört.

Eine ökonomische Frage

Welche Bedeutung haben nichtökonomische Auffassungen über das Geld für das ökonomische Verständnis? Bereichernd ist, dass sich Nichtökonominnen an der Diskussion beteiligen. Doch ist Vorsicht geboten. Die Bereicherung kann Verwirrung stiften. Vor allem dann, wenn versucht wird, mit dem Verständnis einer Disziplin das einer anderen zu verdrängen. Problematisch wird es, wenn derartigen Versu-

chen widerspruchslös nachgegeben wird. So wird gesagt, Geld sei „ein komplexes Zivilisationsprodukt, das ursächlich weder monokausal noch aus der Sicht einer einzigen Disziplin erklärt werden“ könnte (Busch 2020: 27). Geld sei „trotz seiner herausragenden Rolle, die es in der Wirtschaft spielt, keine rein ökonomische Kategorie.“ Sie könne „folglich auch nicht allein durch die Ökonomie erklärt werden.“ (ebd.: 26) Dem kann man zwar durchaus zustimmen. Aber das ist nicht das Problem. Die zentrale Frage des Ökonomen ist nicht, wie man das Geld nichtökonomisch erklären kann, sondern wie man es ökonomisch begründen muss. Der Fehler ist nicht, außerökonomische Gelderklärungen interessant zu finden und gelten zu lassen, sondern mit ihnen ökonomische ersetzen zu wollen. Richtig ist, dass man das Geld nicht nur ökonomisch sehen kann, doch der Ökonom *muss* es ökonomisch sehen. So wie der Botaniker die Pflanzen als Biologe sehen muss, obwohl sie selbstverständlich sowohl den Gesetzen der Physik und Chemie unterliegen als auch in Folklore und Kunst auftauchen. Es gibt keinen Grund, vorschnell zu kapitulieren. Vom Standpunkt einer Wissenschaftsdisziplin kann man Auffassungen anderer Disziplinen nicht widerlegen, wenn gilt – und das könnte der kleinste gemeinsame Nenner sein, auf den sich zu einigen nicht schwer fallen sollte – dass aus partieller Sicht eines speziellen wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes sich nie die Ganzheit einer komplexen Realität erschöpfend erfassen und darstellen lässt. Daher ist es legitim, dass sich neben der Wirtschaftswissenschaft, der Ethnographie, der Anthropologie, der Numismatik, der Linguistik, der Ästhetik und anderen eben auch die Ethik, die Soziologie, die Philosophie und die Psychologie aus der Sicht ihres Gegenstandes mit Fragen des Geldes beschäftigen. Dabei kann es für die jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen geraten sein, eigenständige Begriffsinhalte zu definieren. Das ist unproblematisch, solange sich die einzelnen Disziplinen ihres komplementären Auftrags bewusst bleiben, sich einem Substitutionsanspruch versagen und sich davor hüten, den Erklärungswert des anderen per se zu bestreiten. Ökonomische Fragen bedürfen ökonomischer Antworten. Abkanzlungen der Wirtschaftswissenschaften, zu denen sich Graeber hinreißen lässt, sollten Ökonomen wenig beeindrucken. Doch könnten sie ihnen Anlass sein, die eigenen Theorien ein weiteres Mal zu prüfen, anstatt sie vorschnell über Bord zu werfen.

Literatur

- Braun, Christina von: *Der Preis des Geldes. Eine Kulturgeschichte*, Berlin 2012.
- Bruschi, Valeria/Muzzupappa, Antonella/Nuss, Sabine/Steckner, Anne/Stützle, Ingo: *Po-lyluxMarx. Bildungsmaterial zur Kapital-Lektüre*, Berlin 2012.
- Busch, Ulrich: *Geldkritik. Theorien – Motive – Irrtümer*, Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Band 65, Berlin 2020.
- Cassel, Gustav: *Theoretische Sozialökonomie*, 3. Aufl., Erlangen, Leipzig 1923.
- Donat, Peter/Neumann, Hans/Audring, Gert: *Geschichte. Lehrbuch für die Klasse 5*, Berlin 1988.
- Gerloff, Wilhelm: *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens*, Frankfurt/M 1940.
- Graeber, David: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*, 7. Aufl., Stuttgart 2012.

- Helmedag, Fritz: Warenproduktion mittels Arbeit. Zur Rehabilitation des Wertgesetzes, 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Marburg 2018.
- Klis, Rainer: Aufstand der Leser, 2. Aufl., Leipzig 1983.
- Krüger, Stephan/Müller, Klaus: Das Geld im 21. Jahrhundert. Die Aktualität der Marxschen Wert- und Geldtheorie, Köln 2020.
- Laum, Bernhard: Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes, Tübingen 1924.
- Marx, Karl: Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Band 13, Berlin 1961.
- Marx, Karl: Lohn, Preis und Profit, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Band 16, Berlin 1962.
- Marx, Karl: Das Kapital, Erster Band, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Band 23, Berlin 1972.
- Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Band 42, Berlin 1983.
- Müller, Klaus: Geld. Von den Anfängen bis heute, Freiburg 2015.
- Müller, Klaus: Auf Abwegen. Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen, Köln 2019.
- Quaas, Georg: Die ökonomische Theorie von Karl Marx, Marburg 2016.
- Radandt, Hans u.a.: Handbuch der Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, hrsg. vom Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1981.
- Ridgeway, William: Origin of metallic currency and weight standards, Cambridge 1892.
- Schmölders, Günter: Psychologie des Geldes, München 1982.
- Schnaas, Dieter: Kleine Kulturgeschichte des Geldes, München 2012.
- Simmel, Georg: Philosophie des Geldes, Köln 2009 (Erstauflage Leipzig 1900).